Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 22

Artikel: Der Papagei und die Verliebten
Autor: Schnetzer, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670329

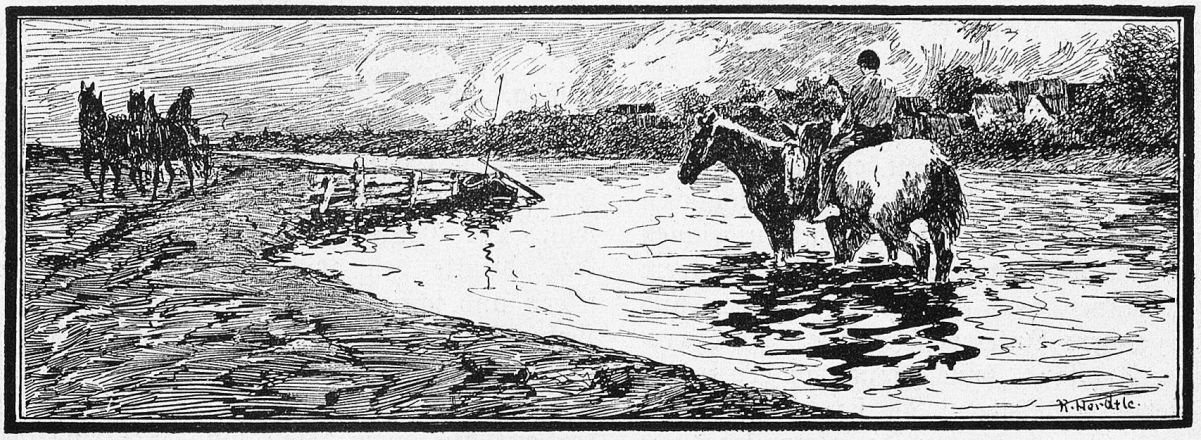
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Die Allee.

Wenn der Abend dunkelt, sitz' ich gern am See.
Paare seh' ich schreiten durch die Strandallee.

Seh' die Einsam-Alten mit gesenktem Haupt
Unter Bäumen wandeln, die sich neu belaubt.

Roter Quailaternen zauberhaftes Licht
Spiegelt sich in manchem Sehnsuchtsangesicht.

Frauen, die wie seid'ne Dämm'rungsfalter sind,
Mädchen, süß erschauernd unterm Blütenwind...

Werden, Reifen, Welken zieht an mir vorbei
Wie ein übergroßes Lebenskonterfei.

Dann wird's still... Ein leises Flüstern nur im See;
Sterne wandern einsam über der Allee...

Heinrich Anacker.

Der Papagei und die Verliebten.

Von Rudolf Schnetzer.

Nach dem Tode der Schwester war Emilia allein in der Welt und der Wohnung zurückgeblieben. Damit nahm ein langjähriger Zustand ein Ende. Schon, als Emilia von der Beerdigung in die nun vereinsamte Wohnung heimkehrte und eine öde Stille sie umfing, fiel es ihr schwer auf das Herz. Sie stand im Rahmen der geöffneten Stubentüre und sah in den Wohnraum hinein. Und weil der Stuhl der Schwester leer war, erkannte sie: nun bist du allein, Emilia, hast keine schwesterliche Wohn- und Weggefährtin mehr, mußt dich mit dir selbst unterhalten, mußt sehen, wie du jetzt selber mit allem fertig wirst, du bist jetzt allein! Sie hatte seufzend die Türe geschlossen, war zu dem leeren Stuhl gegangen, um sich selber darauf zu setzen und nachdenklich durch das Fenster in die Gasse hinaus zu sehen.

Aber man fügt sich nicht leicht in einen Zustand, an den man sich nie gewöhnt hat. Emilia trug schwer am Alleinsein in der Wohnung, die sie bisher mit der Schwester gemeinsam hatte. Sie trug die Last der Erinnerung und der zerbrochenen Gewohnheit, und die wiegen schwerer als alles, was der Mensch sonst auf seinem Rücken zu schleppen vermag. Sie versuchte, dem Druck der Öde und Leere zu entgehen, weshalb sie nun die Wohnung im vierten Stock des großen Hauses in der Ampelngasse häufiger verließ, als es sonst ihre Gewohnheit war. Früher war ihr die Wohnung eine Zuflucht gewesen, in die sie sich vor Welt und Zeit flüchtete; denn ihrer scheuen Natur, die froh war, wenn man sie in Ruhe ließ, entsprach die verwirrende Bewegtheit dieser Dinge nicht. Nun aber, da sie bei den Men-

schen, bei der Unruhe des Getriebes in Gasse, Städtlein und Zeit, Zuflucht suchte vor der Verlassenheit der Wohnung, da mußte sie erfahren, wie sehr das bisherige zurückgezogene Leben sie der Menschenwelt entfremdet hatte, durch die sie einzig noch durch den täglichen Gang zur unauffällig und pflichtgetreu getanen Arbeit eine Beziehung gehabt hatte. Frühere Kameradinnen war ihr fremd geworden und hatten andere Interessen als sie. Ihre verborgene Art fand keine Freude an der freien, frechfrohen Rechthaberei, die sich in allen Gassen ausbreitete. Sie wurde als altmodische Jungfer angesehen. Zu lange hatte sie von der Gemeinsamkeit nichts wissen wollen. Deshalb konnte sie jetzt auch bei der Geselligkeit keinen Unterschlupf finden, sondern wurde von ihr wieder ausgespült an den Strand des Einsamseins. Sie hatte die Form der Eigenbrödlerin an sich, nicht die Manier der Geselligkeit.

Emilia fand bei den Menschen keine Zuflucht, sondern mußte sich erneut in die Jungferneinsamkeit ihrer Stube fügen.

Ein Wesen aber muß der Mensch haben, um sich daran zu hängen, und kann es kein Mensch sein, so muß es eine Sache oder ein Tier sein. Nur einfach Etwas, damit man das Alleinsein in der Stube nicht so fühlt. Und Emilia benützte eine gute Gelegenheit, bei der sie für wenig Geld einen Papagei erstehen konnte. Er hieß Jakob, sprach gut, wohnte in einem geräumigen Käfig und kam aus einer guten Familie, die ihn wegen Wegzugs hergab. Als der Papagei zum ersten Male seine Stimme in der Stube ertönen ließ, atmete Emilia auf. Nun hielt sie es eher aus in der Stube. Sie verwöhnte ihren Stubengenossen. Jeden Abend, ja jede freie Stunde, verbrachte sie bei ihm und sah ihm zu, wenn er Feder um Feder seines schillernden Gefiders zur Reinigung durch den Schnabel zog. Das heimliche Rauschen der Feder, wenn der Vogel sich plusterte, das Klirren der Krallen, wenn er mit Schnabel und Füßen an den Stäben des Gitters turnte, alle Schwingungen, wenn der Vogel den an einem Ring hängenden Käfig in Schaukelbewegung versetzte, das alles brachte einen Zug von Leben in die Stube. Diese Geräusche pochten leise an Emilias Herz und sagten zu ihm: sei nicht traurig, du bist nicht allein, ich, der Jakob, bin auch da.

Jakob war ein Spitzbube. Er konnte lachen. „Hihiha, Jakob Schelm, süßer Schelm, hahiha," rief er mit Vorliebe. Oder er rief: „Pfui, Jakob, aber, aber Jakob, brrr". Schon seine vorige Herrschaft hatte ihn verwöhnt. Er konnte sehr eindringlich um Schmeicheleien betteln. Oft turnte er an den Stäben des Gitters, drückte den grünseidenen Kopf an dieselben und schrie: „Komm, Jakob, gib Kußli! Lieber Jakob, ach du lieber Jakob, gib Kußli, komm." Dann mußte Emilia ihm mit zwei Fingern den Nacken kraulen, wonach er wieder auf den festen Stab hinüber turnte, der den Käfig in der Mitte durchquerte, dort den Schnabel an ihm wetzte und voll Behagen konstatierte: „Ja, ja, ist gut, haha, sehr gut Kußli, pfui".

Anfangs war Jakob mit seiner Drolligkeit ein gutes Gegengewicht gegen die Einsamkeit. Er brachte Emilia oft zum Lachen. Aber Jakob war kein Mensch mit einer Seele und einer Vernunft, wenn er auch sprechen und witzig sein konnte. Emilia war mit den kleinen Daseinskümmernissen doch allein und mußte alle Rätsel selber lösen, die das tägliche Leben ihr zuwehte. Jakob konnte nicht aus seiner Haut, in der er mehr Gefangener war als in seinem Käfig; er konnte der Seele und dem Kopf Emilias weiter nichts sein als eine Ablenkung. Und wie sie bei der Geselligkeit der Menschen keine Zuflucht gefunden hatte, fand sie auch in Jakobs Gesellschaft keinen rechten Herzensfrieden. In sich selbst war sie auch ferner allein, konnte ihr Jakob kein Weggeselle sein. Der Stubengenosse konnte ihr nie Seelengenosse sein.

Als sie sich so an Jakob gewöhnt hatte, daß er ihr nichts Neues mehr bieten konnte, fand sie sich wieder ganz von dem Alleinsein umschlossen. Sie liebte und pflegte den farbigen Freund, aber die Freude, die er ihr dafür machte, drang nicht so tief, wie die Wurzel der heimlichen Trauer. Und mit dem einkehrenden Frühjahr wuchs in Emilia das Heimweh nach einem Menschen wieder wie ein wildes Schoß empor. Da saß sie am Fenster, schaute in die Wohnungen hinüber, die abends in den Häusern auf der andern Seite der Gasse hell wurden. Sie war um diese Zeit wie ein Saatkorn, das ob geheimnisvollem Drängen zu bersten begann. Da konnte Jakob dann lange seine Schwatzereien loslassen und fragen: „Was gibt's für Wetter?" oder schimpfen: „Pfui, was

machst du wieder, Jakob?" Er wurde nicht gehört von der, der er hätte Gefährte sein sollen und die ihn lieb behütete, trotzdem er sie enttäuschte.

Da wurde er selbst auch ein wenig stiller und saß oft regungslos auf der Stange, mit einem kugelrunden Blick, der in weiß Gott welche Fernen sann, vielleicht in die tropische Heimat, die ihm noch im Blute lag, die seine Ahnen bewohnten, ehe die Menschen ein entwurzeltes Geschlecht aus ihnen machten, um sie in Käfigen in ihre Stuben zu hängen.

* * *

Mit dem Frühjahr blühte in Emilias Lebensgarten ein Pflänzlein auf, von dem sie geglaubt hatte, daß es längst verdorrt und erstorben sei.

Sie ging eines Tages mit einem Brot vom Bäcker nach Hause. Da kam ihr vom andern Ende der Gasse ein Mann entgegen. Sonst hatte sie nie den Mut, Männer bei flüchtigen Bewegungen unter die Lupe zu nehmen. Aber das Gesicht dieses Mannes zog sie an. Sie ging ihm langsam und betrachtend entgegen. Sein Anblick ließ veraltete Bilder aus Emilias Gedächtnisschatz aufblitzen. Sie sah auf einmal ein Schulzimmer vor sich und in der ersten Bankreihe einen fleißigen Jungen mit treuherzigen, blauen Augen. Sie sah einen kaufmännischen Lehrling vor sich, der mit ihr konfirmiert worden war. Dann sah sie einen jungen Burschen vor sich, der mit ihr an einem Frühjahrssonntag spazierte und ihr mit roten Backen ein Sträußlein Leberblümchen überreichte. Und am andern Tage war das Bürschchen abgereist an seine erste Stelle, die er im Welschland als Volontär antrat. Seither hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Die aufgescheuchten Jugendbilder flatterten in ihr auf, wie ein Entenschwarm aus dem Schilf. Und plötzlich erkannte Emilia den ihr entgegenkommenden Mann. Es war ihr Jugendfreund, der Spielgenosse von Schulbank, Gasse und Spielplatz. Es war der Jakob Breitenauer.

Emilias Herz tat einen Satz, wie einer, der über sieben Bänke springen muß. Sie ließ das Brot auf das Pflaster fallen, weil sie mit den Händen dem Herzen wehren mußte.

Der Herr beugte sich nach dem Brot, reinigte es sorgfältig und wollte es der Erschrockenen reichen.

„Erlauben Sie ..." sagte er. Dann blieb ihm erstaunt der Mund offen stehen und seine Augen sahen angestrengt in diejenigen Emilias, bis das Erkennen sie überschimmerte und der Mund sich in die breiten Linien einer unverhofften Freude aufteilte.

Emilia legte die Hände an das Brot, das er festhielt.

„Grüß Gott, Emilia," stotterte er. „Grüß Gott, Emilia, — ach, verzeihen Sie, daß ich dir einfach Emilia sage — Fräulein Emilia. Es ist mir im Augenblick so auf die Zunge gekommen."

„Das macht gar nichts. Aber sag, wo kommen Sie denn her? Bist du wieder da? Verzeih, meine Zunge gehorcht mir nicht." Sie hielten gemeinsam das Brot zwischen ihren Händen. Und beide bekamen sie rote Köpfe. Und sie lächelten sich gegenseitig an wie beschenkte Kinder.

„Freilich, ich bin jetzt wieder ganz da. Ich habe hier in einer Firma eine Buchhalterstelle angenommen. Es hat mich wieder in die Heimat gezogen. Ich habe mich nun lange genug in kleinen Kontors herumgeschlagen." Er senkte den Blick und sagte: „Man kommt nie los von da, wo man jung war. Und ich war lange fort, es hat mich doch wieder heimwärts gezogen."

Wie das Brot zwischen ihren Händen zitterte!

„Ja, die Jugend . . . Wann war es? Sie waren wirklich lange fort." Er sah die Gasse entlang.

„Wie erging es Ihnen unterdessen?" fragte er.

„Ich habe nicht viel erlebt. Ich gehe noch immer in das gleiche Geschäft, wie damals. Sie waren kaum fort, da starb meine Mutter. Dann haben meine Schwester und ich lange Jahre in der Wohnung zusammen gehaust. Vor nicht gar langer Zeit starb auch sie. Nun bin ich ganz allein." Er sah sie heimlich von der Seite an.

„Auch ich bin noch allein," sagte er mit dem halblauten Tone, mit dem man etwas sagt, von dem man nicht recht weiß, ob man es sagen darf oder nicht. „Ich hatte nicht viel Glück und fühlte mich nie recht glücklich in der Fremde. Doch bin ich jetzt wieder daheim und habe eine schöne Stelle."

Das Brot zwischen ihren Händen zitterte stärker und stärker.

„Dann kann es ja noch gut werden," erwiderte Emilia. Er trug eine scheue Hoffnung im Blick, mit dem er sie nun ansah, derweil er sagte:

„Kann sein. Ich werde es ja sehen. Ich hoffe es; denn nun habe ich wieder Heimat und eine gute Stelle. Unsereiner fühlt sich halt nur da wohl, wo man sich zuhause fühlt."

Er ließ das Brot los.

„Wohnen Sie noch immer dort droben im vierten Stock?"

„Ja." Jedes sah nach dem Fenster, und jedes dachte daran, wie sie dort oben einst gespielt, als sie noch klein waren und Mutter noch lebte.

„Nun kommt der Frühling wieder," sagte er.

„Und die Leberblümchen," erwiderte sie. Mit einer raschen Kopfbewegung wandte er sich ihr zu.

„An einem Frühjahr machten wir unsern letzten gemeinsamen Spaziergang!"

„Es war vor manchen Jahren."

„Das schon, aber nun ist es wieder Frühjahr," wehrte er.

„Gewiß."

„Man kann schon abends spazieren gehen." Seine Worte tasteten wie Hände ins Dunkle.

„Ja, es ist schon warm genug." Ihre Worte tasteten den seinen zaghaft entgegen.

„Ich möchte wieder einmal mit Ihnen spazieren gehen." Auf seinen Ohren flammte eine scheue Röte auf. „Man hätte sich nach dieser langen Zeit wohl allerlei zu sagen. Früher konnte man sich ja doch nicht alles sagen, weil man erstens nicht alles wußte und zweitens nicht immer genau wußte, wie man das alles sage, was man sich vielleicht sagen wollte. Man war noch Kind. Jetzt ist man älter."

„Ja, ja, man ist jetzt älter," bestätigte sie.

„Darf ich Sie morgen abend zu einem Spaziergang abholen?" Seine Stimme war jünglingshaft und voll Bangigkeit. Die Angst, sie könnte ablehnen, war in ihr. Doch sie war im Laufe der Jahre am Leben gleich wenig gewachsen wie er. Sie waren beide gleich scheue Außenseiter. Deshalb errötete sie bis über die Ohren und sah auf die Seite, als sie antwortete:

„Gerne. Vielleicht gibt es schon Leberblümchen."

„Kann sein . . . Und nun muß ich gehen."

Sie nahmen Abschied. Er ging dem Ende der Ampelngasse zu. Sie eilte die Treppen hinauf in ihren vierten Stock.

„Was gibt's für Wetter?" rief der Papagei, als sie in die Stube trat. Sie stand hager aufgerichtet im Raume, mit brennendem Gesichte und ausgespreiteten Armen.

„Ich glaube, gutes, Jakob. Der Frühling kommt."

„Ach, pfui," erwiderte der Vogel und blinzelte weise mit seinem runden Auge.

* * *

Am Abend des folgenden Tages gingen Emilia und Jakob Breitenauer miteinander aus der Stadt hinaus in das Reich der Wiesen am Waldrand. Es dunstete und roch nach Frühjahr. Das Gelb der Wiesen glitt langsam ins Grünliche über. Wolken ritten gruppenweise durch den Raum, der seinen Bogen über Wald und Wiesen zog. An den Waldecken standen mächtige Eichen, wie Wehrtürme an den gefährdetsten Ecken einer Festung. Die Ackerfelder machten die sanftwellende Landschaft zu einem unruhig gewürfelten Muster.

Die beiden Leutchen folgten dem Waldrande.

„Da hockt man so lange in der Fremde auf fremden Pultstühlen herum und ist nie zufrieden. Kaum ist man wieder in der Heimat, so lebt man auf, grad, als wäre das Glück zurück geblieben und hätte hier gewartet, bis man wiederkehre", sagte Jakob.

„Könnte es nicht sein, daß es so ist?" forschte Emilia. Jakob streifte ihren Arm mit dem seinen.

„Es ist sicher so."

Danach gingen sie schweigend nebeneinander.

Sonderbar . . . Gestern abend hatten sie geglaubt, sie hätten sich heute alles Mögliche zu sagen, und nun waren ihre Zungen verzaubert. Sie waren wie gelähmt. Vor allem hatten sie geglaubt, sie hätten sich heute jenes zu sagen, das sie sich vor vielen Jahren nicht gesagt hatten, ein kleines Wort, mit dem sie sich dann eigentlich alles gesagt hätten. Und gerade dieses Wort brachten sie nicht heraus; denn seit sie sich nun wieder begegnet waren, waren sie sich klar geworden über das, was sie früher als Zuneigung empfunden hatten.

„Emilia."

„Was?"

Der Kaufvertrag. — Nach einem Gemälde von Roeseler.

„Früher sagten wir uns — du. Sollen wir es nicht wieder tun? Wollen wir nicht zueinander sein wie ehemals?"

„Gern, Jakob, mit Freuden."

„Also, es bleibt wieder beim Du."

Und dann verstummten sie wieder.

Plötzlich blieb Jakob stehen.

„Wirklich, es gibt schon Leberblümchen." Er bückte sich und pflückte einige der Blümchen, die zwischen den letztjährigen Eichen- und Buchenblättern die blaßblauen Köpfchen hervorstreckten. Er reichte seiner Gefährtin ein kleines Sträußchen.

„Ist es nicht wie damals, Emilia?"

„Beinahe," sagte sie und nahm die Blümchen entgegen.

„Ach ja, nur beinahe," sagte er. „Damals durfte ich mit dir Arm in Arm gehen."

„Jakob."

„Was?"

„Wir haben doch gesagt, daß wir zueinander sein wollen wie damals." Sie erwähnte das nur, weil sie fürchtete, das, was sie sich heute Abend sagen wollten, könnte unerwähnt bleiben. Soweit es Scheu und ängstliche Anschauung gestatteten, wollte sie darum Jakob entgegen kommen.

Er legte seine Fingerspitzen auf ihren Arm. Und während sie weiter gingen, rutschte seine Hand weiter und weiter heimlicherweise in die Wölbung ihres Armes. Sie taten, als achteten sie es nicht. Nachdem sich völlig Arm in Arm verschlungen, waren sie stille, wie wenn sie eine Dieberei getan hätten. Doch zuweilen schmiegten sich ihre Arme fester aneinander. Sie selbst sahen dabei nebenaus, als wären ihre Gedanken nicht da, wo sie waren.

Was sie sich eigentlich sagen wollten, das Wort, das schon vor Jahren einmal ihrer Zunge nahe gewesen, das Wort, das seither unerkannt in den tiefen Kammern ihres Wesens sich verborgen, das Emilia in die Einsamkeit gebannt und dem Jakob das Heimweh eingeflößt, das Wort, das nun wieder hinter einer verschlossenen Türe wartete, um sofort hervor zu stürmen, sobald sie sich öffne, das Wort, das so lange gefangen und geknebelt war, — es fiel nicht, fand den Weg in die Freiheit nicht.

So waren sie beide immer gewesen. In ihrer Art lag irgendwo ein mächtiges Hemmnis. Sie waren wie zwei Wagen, denen man den Radschuh unterlegt hat. So waren sie schon damals, darum waren sie auseinander gegangen, ohne einander das Wort gesagt zu haben, in dem sich schon damals das ganze Aufsprießen ihres Wesens ausdrücken wollte. Sie hatten von je eine furchtbar schwere Zunge gehabt. Deshalb waren sie schon in der Schule nicht als besondere Talente aufgefallen. Deshalb war die Fremde für den Jakob so wenig ein Erntefeld gewesen wie die Heimat für die Emilia. Und gerade bei entscheidenden Momenten war ihre Zunge stets gelähmt gewesen, ward ihrem Herzen der Radschuh unterlegt, sodaß es nicht vom Fleck kam.

So auch an diesem Abend. Was sie sich sagen wollten, kam einfach nicht über die Lippen.

Jakob versuchte zuweilen einen Anlauf, um das Hindernis zu nehmen.

„Ich möchte dir etwas sagen," bemerkte er, als käme nun das Geheimnis. Nach diesen Worten hob sie hoffnungsvoll den Kopf. Jetzt kam es ... Er sah sie bedeutungsvoll an. Sie drückte leicht seinen Arm und errötete. Und sobald er sah, wie ihre Ohrläpplein zu glimmen begannen, fühlte er den Radschuh wieder unter seinem Herzen, versank ihm der Mut in der eingeborenen Schüchternheit. Und das Wort blieb unausgesprochen.

„Ich gehe so gerne mit dir spazieren," sagte er nur.

„Und ich mit dir," stimmte sie bei und seufzte.

„Bist du nicht glücklich?" fragte er, weil er sie seufzen hörte.

„Doch, doch, ich bin glücklich." Sie lächelte mit einem wehen Zug um den Mund. Er sah es und seufzte nun seinerseits. Er litt an dem großen Hindernis in seinem Wesen, an dem er schon seit den frühesten Lebensjahren immer gezerrt hatte, das ihm früher die Schulzeugnisse und später die Karriere verdarb.

Oder er sagte:

„Weißt du was, Emilia." Wieder hoffte sie und spitzte die Ohren.

„Ich weiß nichts Schöneres, als so an deiner Seite zu gehen," brachte er nur hervor.

„Das ist auch für mich das Schönste", sagte sie. Dann drückten sie sich die Arme, sahen sich wieder an, lächelten mit Blick und Mund und waren doch enttäuscht. Sie verstanden sich, wußten, was sie sich sagen wollten, und brachten es nicht über die Lippen. Wie wenn man an einer Barriere steht und weiß, daß man

auf der andern Seite wieder weiter gehen muß, aber wegen dem Hindernis überhaupt nicht dorthin gelangen kann. So war es mit ihnen.

Jakob brauchte Emilia nur erröten zu sehen, dann zerschlug es ihm das schwerwiegende Wort in der Kehle. Auch Emilia stieß stets in ihrem Wesen an eine Barriere. Auf der andern Seite davon stand Jakob. Auch sie hatte den Mut nicht, einfach über das Hindernis hinweg zu springen, um bei ihm zu sein. Ihre Art war eben dieselbe. Darum waren ja ihre Seelen so harmonisch gestimmt, weil sie beide an die gleiche Mauer stießen, wegen der sie nicht zusammen kommen konnten.

Sie pflückten Leberblümchen, schwiegen ganze Strecken lang; wenn sie redeten, schwatzten sie um das herum, was sie sich sagen wollten, schwärmten für Natur, Jugendzeit und Heimat und wußten, daß sie ja doch etwas Anderes, als alles dieses, meinten.

Der Abend verging, ohne daß eines von beiden das Wort über die Lippen gebracht hätte. Wehmütig lächelnd machten sie sich auf den Heimweg, während es stärker und stärker zu dämmern begann.

Als die beiden endlich wieder in die Ampelngasse einbogen, ließen die Leberblümchen die Köpflein hängen, als hätte der Frühling auch ihnen nicht Wort gehalten ....

* * *

Emilia stieg an diesem Abend langsam die Treppen zu ihrer Wohnung empor. Mit müden Beinen, schlaffen Armen, vornüber gefallenem Köpflein und wehem Herzen, betrat sie die dunkle Wohnung und machte Licht. Der Papagei blinzelte geblendet, als das Elektrische aufflammte. Emilia merkte nicht, daß er ganz gegen seine Gewohnheit noch nicht schlief. Sie steckte die Leberblümchen in ein Glas voll Wasser. —

„Oh, Jakob," murmelte sie vor sich hin. Der Papagei hörte es.

„Jakob ist da, ja, ja, lieber Jakob, lieber Jakob."

„Schlaf du jetzt", verwies sie ihn.

„Gut Wetter, gut Wetter, haha," sagte er. Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, schlechtes Wetter," erwiderte sie.

„Hihi, Jakob Schelm, Jakob Schelm." Da sie nicht mehr antwortete, verstummte auch der Vogel.

Emilia vergaß das Nachtessen. Sie hatte keinen Appetit. Sie setzte sich an das Fenster, auf den Stuhl, auf dem einst ihre Schwester so gerne gesessen. Eine laue Welle der abendlichen Frühjahrsluft floß durch das geöffnete Fenster in die Stube, hauchte dem nicht mehr so jungen Mädchen um die Backen und schlich dem Papagei unter die strahlenden Federn, sodaß er sich plusterte. Der kommende Frühling weckte in beiden schlummernde Kräfte.

Emilia sann und sann. Und sie glaubte auf einmal, ihr ganzes bisheriges Leben zu begreifen. Es schien ihr, als hätte sie schon in der Kindheit immer gewartet, daß ihr Spielgefährte ihr ein Zauberwort sage. Es schien ihr, als wären sie damals auseinander gegangen, mit einem heimlichen Zauberwort im verschlossenen Herzen. Und es dünkte sie, als wäre sie seither die ganze Reihe von Jahren nur deshalb so zurückgezogen und verborgen geblieben, um auf dieses Wort zu warten und für den Tag bereit zu sein, da es ausgesprochen würde. Wie hatte sie heute abend danach gezittert! Während sie nun nachdenklich am Fenster saß, glaubte sie, die Nachtluft müsse ihr das Zauberwort zum Fenster herein wehen. Ihr Leben enthüllte sich in dieser Stunde, sie verstand sich und ihr eigenes Dasein. Alles war bisher nur ein Warten in der Stille gewesen, um dafür einst das ersehnte Zauberwort zu hören. Nun war ihr alles klar.

Heute Abend war sie dem Wort näher gewesen als je. Warum war es wieder nicht gefallen? Weshalb hatten sie es einander nicht gesagt? War es nicht gewesen wie früher, an den Tagen des Schulexamens, da sie vor lauter Verlegenheit die Prüfungsfragen nicht beantworten konnten, obwohl sie die trefflichste Antwort darauf wußten? Ja, so war es wieder gewesen. Ihre scheue Natur war über die eigene Verlegenheit gestolpert.

Würde das Wort denn nie gesagt werden? Diese Frage peitschte ihr alles Blut zum Herzen. Sie neigte sich aus dem Fenster, um die Stirne in der frischen Luft zu kühlen.

Und plötzlich fuhr sie mit dem Kopf zurück.. Unten auf der Gasse stand der heimgekehrte Jakob mitten im gelben Lichtkreis einer Gaslaterne und sah unverwandt zu Emilias Wohnung empor.

Ihm war es ergangen wie ihr. Seit er seine Jugendfreundin wieder getroffen, ver-

meinte auch er plötzlich den Sinn seines Lebens zu verstehen. Die Erleuchtung hatte auch ihn heimgesucht.

Es hatte ihn in Emilias Nähe getrieben.

Sie stand oben hinter den Gardinen und blickte aus ihrer Verstohlenheit mit freudigem Schreck zu dem Mann im Lichtkreis hinunter. Er blickte unablässig hinauf.

Einmal war ihm, die Gardine habe sich bewegt. Er öffnete den Mund und Emilias Name trat ihm auf die Zunge. Und er rief ihn doch nicht. Er konnte sich ja getäuscht haben. Und was sollte sie von ihm denken, wenn er Nachts unter ihrem Fenster nach ihr rief?

Emilia stritt mit sich. Wenn wenigstens sie jetzt den Mut hätte, so konnte noch in dieser Stunde alles gut werden. Aber sie hatte den Mut nicht.

Er und sie blickten nacheinander aus, und beide schwiegen sie. Es schien, als müßte auch diese Gelegenheit unbenützt bleiben.

Doch das Schicksal hielt die Stunde für gekommen, um von den beiden Menschlein den Bann zu nehmen, der so lange auf ihrem Dasein gelegen hatte. Die Zeit war erfüllet. Das Schicksal tat in seinem Spiel mit diesen Menschen eine neue Wendung.

„Haha," lachte der Papagei plötzlich. Emilia zuckte zusammen und versteinerte fast. Der Mann unter der Gaslaterne hob den Kopf.

„Jakob," rief der Vogel. Emilia riß vor Aufregung ein Loch in die Gardine. Der Mann auf der Gasse rief leise eine Antwort.

„Was, Emilia?" Das Mädchen bebte, als bekäme es Schüttelfröste.

„Jakob, lieber, lieber Jakob," sagte der Papagei. Emilia wollte in den Boden versinken.

„Was willst du, Emilia?" flüsterte es mit dem Nachtwind zum Fenster herein.

„Komm Jakob, komm, gib Kußli, komm, komm." Emilia fiel fast in eine Ohnmacht.

Der Mann stand plötzlich nicht mehr unter der Laterne. Im Hause eilte jemand fliegend die Treppen empor. Die Stubentüre wurde aufgerissen. Jakob kam herein. Mit ausgebreiteten Armen eilte er auf Emilia zu.

„Ich komme, Liebste, ja, ich komme," sagte er. Emilias Widerstandskraft zerbrach. Sie fiel in seine Arme, wie eine Sternschnuppe in die Landschaft einer andern Welt.

„Endlich," hauchte sie.

„Ja, endlich," erwiderte er. Und sie küßten sich.

Der Papagei saß auf seiner Stange und ließ die kahlen Deckel zur Hälfte über seine Augen fallen. Er sah recht spitzbübisch aus, als wäre ihm ein guter Streich gelungen. Plötzlich rief er:

„Aber, aber Jakob, pfui, Jakob, pfui, was machst du, Jakob!"

Und Jakob ließ wie der Blitz seine Emilia fahren. Wie verstört glotzte er den Vogel an. Dann flammte das Verständnis der Situation in ihm auf. Der Papagei hatte dieselbe Stimme, wie jene war, die ihn gerufen hatte. Eine Riesenwoge von Verlegenheit spülte über den Buchhalter hinweg. Er wußte nicht, wo er hinkriechen sollte, um sich vor der eigenen Scham zu verbergen. Emilia erging es nicht besser.

„Seltsam, seltsam," stotterte sie und starrte auf den Vogel.

„Weshalb seltsam?" wagte Jakob fast tonlos zu fragen.

„Weil er noch nie um diese Nachtzeit geredet hat."

„Noch nie?"

„Nein, noch nie. Es ist zum ersten Mal. Es ist wie ein Wunder, wie wenn es grad hätte sein müssen, wie ein Fingerzeig."

Da reckte sich Jakob Breitenauer langsam.

„Emilia, glaubst du, daß es hat sein müssen, daß es ein Fingerzeig ist?"

„Ich glaube es."

Und nun ward er zum ersten Male recht männlich.

„Dann muß es einfach sein," sagte er.

„Ja, Jakob."

„Also ...."

Sie lagen sich erneut in den Armen.

„Hihi, Jakob, süßer Schelm, ja, ja, süßer Schelm, pfui, brrrr," brummte der Vogel.

Und danach ließ er seine Lider völlig über die Augen fallen und schlief ein .....

Jakob und Emilia traten vor den Käfig.

„Emilia, ich glaube, ich hätte mich nie getraut, das zu sagen, was der da gesagt hat."

„Ich auch nicht."

„Es ist das Schwerste, das ich je sagen sollte."

„Auch mir kam es so unaussprechlich schwer vor."

„Wenn es der da nicht gesagt hätte..."

„Still, ich will es mir nicht ausdenken."

„... wären wir vielleicht nie zusammen gekommen."

„Ach, mein Jakob ist halt ein Lieber."

„Sicher, das bin ich." Sie sah ihn mit Augen voll Erlösung an.

„Ich meine den da, er heißt nämlich auch Jakob."

„Jasooo!"

„Morgen kriegt er eine Nuß, das ist ihm das Liebste."

Sie merkten, daß der Vogel eingeschlafen war und traten sehr leise auf, als sie von dem Käfig wegtraten, damit sie das schlafende Tier nicht weckten.

Und obgleich sie noch ein Stündlein beisammen waren und sich ihrer Liebe nun mit aller Freude widmeten, nachdem das Hindernis genommen war, taten sie doch nichts, was den Vogel hätte aufwecken können, damit er ungestört schlafe, als behütete Gott selbst seinen Schlaf.

Es sitzt ein Vogel..

Es sitzt ein Vogel auf dem Leim,
er flattert sehr und kann nicht heim.
Ein schwarzer Kater schleicht herzu,
die Krallen scharf, die Augen gluh.
Am Baum hinauf und immer höher
kommt er dem armen Vogel näher.

Der Vogel denkt: Weil das so ist
und weil mich doch der Kater frißt,
so will ich keine Zeit verlieren,
will noch ein wenig quinquilieren
und lustig pfeifen wie zuvor. —
Der Vogel, scheint mir, hat Humor.

Wilhelm Busch.

Wanderung über die Albiskette.

Von Gottlieb Binder.

Es gibt in unserer Heimat nur wenige Berge und Bergketten, die zu jeder Zeit des Jahres von jung und alt so zahlreich besucht werden wie die Albiskette. Neben dem Ütliberg bilden die Baldern, die Felsenegg, der Albispaß und das Albishorn beliebte Ausflugsziele, und bei ordentlicher Witterung vergeht kaum ein Tag, an dem nicht auch Leute in Gruppen oder vereinzelt die Gratstraße oder den Gratweg entlang wandern. Unter ihnen sind wohl manche, in denen sich schon der Wunsch geregt hat, einmal in zusammenhängender Form Näheres zu vernehmen über diesen eigenartigen Bergzug, sei es in geschichtlicher, wirtschaftlicher, botanischer oder geologischer Hinsicht.

Der Verfasser der vorliegenden Wanderskizze hat im Lauf von fast drei Jahrzehnten ungezählte Wanderungen im Gebiet der Albiskette ausgeführt und bei dieser Gelegenheit nicht nur die Natur des Berges, sondern auch die Bewohner der Berghöfe und ihre Lebensverhältnisse kennen gelernt. Falls es ihm nun gelingt, mit seiner, auf gründlichem Studium beruhenden Schilderung in den vielen Besuchern des Albis das Interesse neu zu beleben und die Liebe zu wecken für dieses eigenartig schöne Stück Heimat, so wäre ihr wichtigster Zweck erfüllt.

Und nun möge uns der geneigte Leser im Geiste folgen auf einer Höhenwanderung vom Ütliberg nach dem Albishorn. Es wird sich dabei Gelegenheit bieten zu fesselnden Ausblicken nach jeder Richtung hin, und es dürfte wohl kaum jemanden verdrießen, wenn wir vom Grat aus gelegentlich einen Abstieg ausführen ins Sihltal oder ins Reppischtal hinunter.

* * *

Am Ütliberg (873 Meter) raunen zahlreiche Sagen von Begebenheiten einer längst vergangenen Zeit. Sie weisen darauf hin, daß der Ütliberg die Phantasie des umwohnenden Volkes einst lebhaft beschäftigt und das Volksempfinden nachhaltig beeinflußt hat. Welcher Art jene Vorfälle waren, die zur Sagenbildung Veranlassung gaben, kann heute freilich nicht mehr ermittelt werden. Auch in der Ritterzeit spielte der Ütliberg eine wichtige Rolle; erhoben sich doch in seinem Umkreis die Ütliburg, die Friesenburg, die Manegg und die Burg Sellenbüren. Leider waltet gerade über der Geschichte der Ütliburg, die unter den genannten Burgen die erste Stelle eingenommen haben mag, tiefes Dunkel. Sie hat ihren Namen wahrscheinlich von einem Besitzer namens Uto erhalten. In Zürcher Urkunden des 10. Jahrhunderts